

Heimgarten.



Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

P. K. Rosegger.

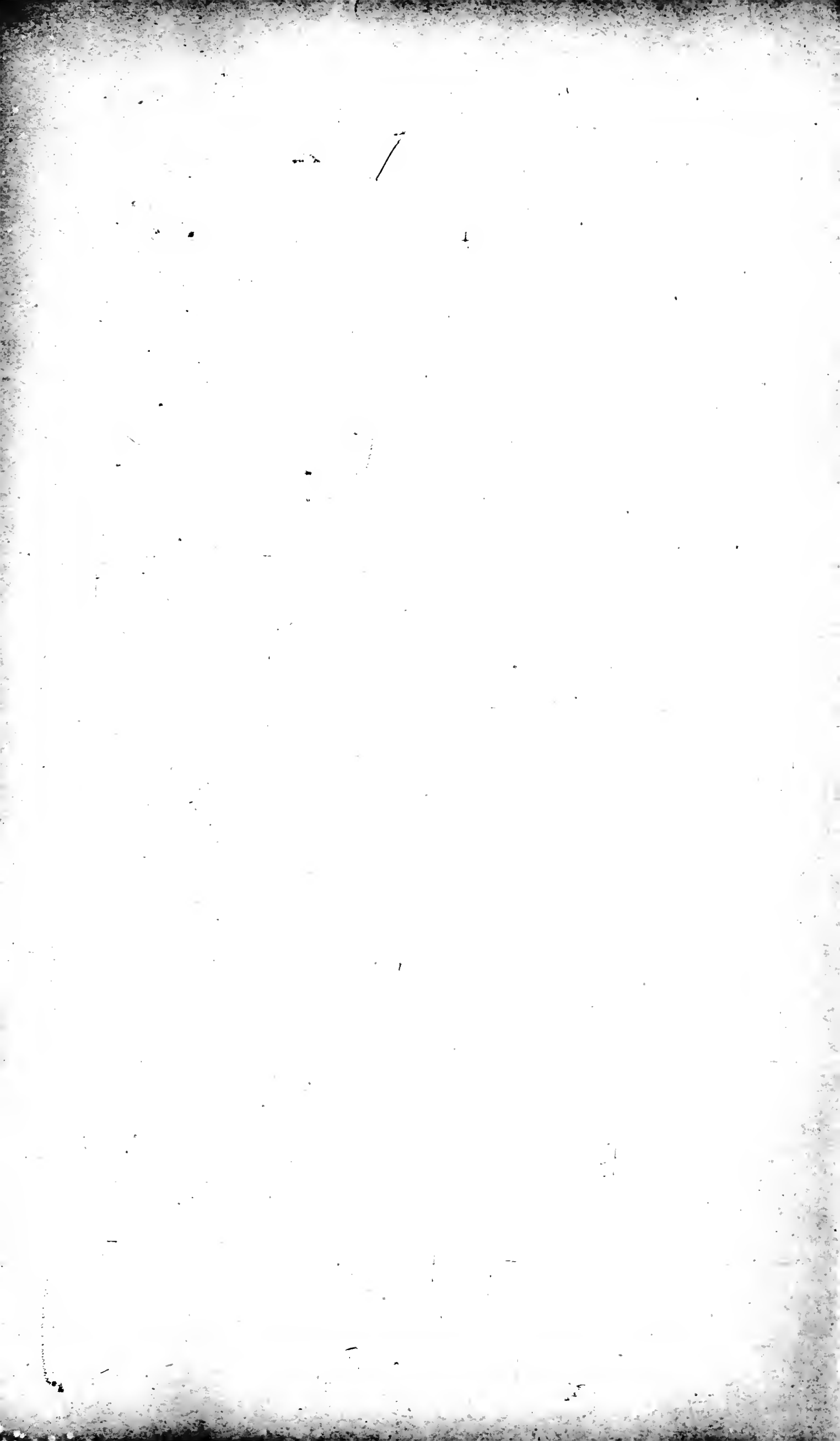
XI. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1887.



Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XI. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Land und Leute, Charakterbilder.

Cultur- und Naturgeschichtliches, Essais, Plaudereien.

Seite

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.



1. Heft. October 1886. XI. Jahrg.

Stationen meiner Lebenspilgerschaft.*)

Von Robert Hamerling.

Lehrjahre und Wandertage.

Nach Ablauf des aufgeregten revolutionären Zwischenspiels von 1848 kehrte ich selbstverständlich zu meinen friedlichen Studien und Bestrebungen zurück.

Hätte ich ein anderes als ein rein dichterisches Lebensziel im Auge gehabt, so wäre es nun an der Zeit gewesen, mich für ein bestimmtes Facultätsstudium, für das, was man ein Brotstudium nennt, zu entscheiden. Aber ein Blick in meine Lectionskataloge der nächstfolgenden Jahre zeigt, daß ich nur einem allgemeinen Wissensdrange zu genügen dachte, bis ich für das, was ich als meine eigentliche Berufsthätigkeit erkannte, gereift sein würde. Ich hörte von 1849—1850 zunächst Geschichte und Physik; von 1850—1851 Anatomie bei Hyrtl, Mineralogie bei Zippe, Sanscrit bei Boller; von 1851—1852 Chemie bei Redtenbacher, topographische Anatomie bei Hyrtl, Sanscrit bei Boller, Geschichte des Mittelalters bei Grauert, griechische Literaturgeschichte bei Bonitz.

Man wird die Auswahl dieser Collegien vielleicht seltsam, und gerade vom Standpunkte eines allgemeinen Wissensbedürfnisses aus nicht recht erklärlich finden. Aber meine Studien erstreckten sich über ein weiteres Gebiet; das meiste betrieb ich privatim, und fast nur solche Gegenstände hörte ich öffentlich, bei welchen ich durch den mündlichen und durch den, bei Chemie,

*) Siehe Heimgarten 1883, Mai; 1885, März-April, October-November; 1886, Juni-Juli.

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Verschiedenes.



Epoche in meinem ganzen Denken eingetreten.

20. März.

Heute begannen die Vorlesungen der philosophischen und juridischen Facultät. Ich habe mich unter Anderem einschreiben lassen für die Vorlesungen über neue deutsche Philosophie bei Dr. Robert Zimmermann, einem jungen Manne, der bereits ein Werk über Leibnitz und Herbart herausgegeben. Ich verspreche mir viel davon.

10. April.

Herodot — das gute Väterchen, das da „lachen muß, wenn Leute sagen, die Erde sei rund und Asia sei größer als Europa" — ist, fünfbändig, deutsch von Degen, in Bausch und Bogen dieser Tage von mir verschlungen worden. Und ich fange sogleich wieder von vorne an — er ist gar zu süß.

1. October.

Die letzten Ergänzungsbände zu Rottek's Weltgeschichte von Hermes haben mir die höchst interessante Kenntnis der neuesten Geschichte und hierdurch das Verständnis der allerneuesten gewährt.

11. December.

Herodot — namentlich die persischen Kriege, die großartigste Historie in lebendigster Darstellung! Was sind gegen die Beschreibung vom Zuge des Xerxes unsere dickleibigen Geschichtsbücher? Eitel trock'ne Compendien. Herodot erzählt nicht wie ein Professor — seine Darstellung ist so lebendig und ergreift so wie die eines Augenzeugen. Die topographischen Karten in meiner Ausgabe von Anacharsis' Reisen erleichtern mir das Verständnis. So sind mir Xerxes, Leonidas, der Hellespont, Thermopylä bekannt und lieb wie Heimatgestalten und Heimatberge.

1. März 1850.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß ich gegenwärtig anfange, höchstes Interesse zu finden an der wissenschaftlichen Historie der ersten Epochen. Die Urwelt ist mein Göttin-Liebchen mit dem Isisschleier, den ich gern lüften möchte. Will ich die Geschichte eines Volkes studieren, so komme ich über die Urgeschichte nicht hinaus; die Neugier drängt mich von einem Autor zum andern. Mit der griechischen Geschichte fieng es an. Ich wollte anfangs mir bloß ein Compendium der Hauptbegebenheiten der griechischen Geschichte zusammenschreiben. Das Erste, was ich über die griechische Urzeit las, genügte nicht, regte nur die Neugier an; Anderes, was ich durchsah, widersprach dem Früheren oder eröffnete ganz neue Gesichtspunkte. Von Nepos, Justin und Herodot fiel ich auf Schlosser, von diesem auf Ottfried Müller. Ottfried Müller! — Die drei mächtigen Bände der „Geschichte griechischer Stämme und Städte" erwiesen mir, noch bevor ich sie aufschlug, durch das Ehrfurchtgebietende ihres Umfangs die Unermeßlichkeit des Gebiet's, auf das ich mich gewagt. Aber von den schönen hellenischen Küsten schweifte bald mein Blick hinüber nach der Heimat der Pyramiden — und der der Patriarchen — nach der Wiege unseres Geschlecht's! Mit dem glühendsten Interesse habe ich in Kolatschek's „Deutscher Monatsschrift" eine Recension Fallmereyer's über Röth's Werk gelesen. Uebrigens theile ich diese Sehnsucht nach Aufhellung der Urzeit mit meinem ganzen Zeitalter, mit allen strebenden Zeitgenossen: sowie ich überhaupt meine Tendenzen nachgerade oft auch als die meines Zeitalters erkenne. Was drängt uns in demselben historischen Moment nach der ur-ersten Vergangenheit zurück, in welchem wir eine Zukunft so energisch zu gründen beflissen sind? Will der Geist der Geschichte uns vielleicht aus dem Schachte der Vergangenheit die Resultate, die Ideen gewinnen lassen, die wir zur Gründung der Zukunft benöthigen? Jedenfalls dürften

Anatomie, Physik u. dgl. fast unentbehrlichen Anschauungsunterricht entschieden mehr zu gewinnen hatte.

Nichts lag mir ferner, als irgendwelche Vorliebe für ein bestimmtes Wissensfach. Ich empfand dieselbe natürliche Neigung, dasselbe menschliche Interesse für alle. Aber die Musen des Wissens, eifersüchtig wie die der Künste, kamen meiner Neigung nicht alle mit gleicher Gunst entgegen. Die der Mathematik und der mit der Mathematik zusammenhängenden Physik entwickelten eine kokette Sprödigkeit, die ich um so peinlicher empfand, je lebhafter es mich zu ihren Geheimnissen hinzog. Nach den Unruhen des Jahres 1848 waren uns Hörern des zweiten philosophischen Jahrganges die entscheidenden Prüfungen des abgelaufenen Studienjahres nachgesehen worden; ohne Zweifel, weil man wünschte, daß die gewesenen Legionäre ohne Hindernis und Verzug sich an die Fortsetzung ihrer Berufsstudien machten. In dieser Fügung, die mir in Betreff der mathematischen Prüfung sehr zu statten kam, bewährte sich eine alte Schicksalsgunst. Wenn ich als Gymnasiast bei den Schotten in der Mathematik Secundam (Zweite) und in den übrigen Gegenständen primam eminenter (erste mit Vorzug) bekommen sollte, so glich der gute Pater Berthold Sengschmitt die Sache dadurch aus, daß er mir in allen Gegenständen accedentem ad eminentiam (beinahe vorzüglich) gab. Und schon im Stifte Zwettl wußte der Präfect P. Ferdinand, wenn er am Schlusse des Schuljahres uns Sängerknaben zu den Piaristen nach Krems brachte, um hier die öffentlichen Prüfungen abzulegen, es so einzurichten, daß aus der Arithmetik immer zuletzt geprüft und alle Anderen vor mir aufgerufen wurden. Kam dann die Reihe an mich, so dunkelte es — die Prüfung fand Nachmittags statt — meist schon stark im Prüfungssaale; da wurde mit einem: „Es ist genug! man sieht auf der Tafel die Ziffern nicht mehr gut!" die Prüfung abgebrochen, und ich schlüpfte mit der Classe durch, welche der Präfect auf Grund meiner angeblichen Leistungen während des Schuljahres mir zuzuerkennen für gut fand. Hätten P. Berthold Sengschmitt und P. Ferdinand Schojer den Menschen vom rein-mathematischen Standpunkte und nicht lieber die Mathematik vom rein-menschlichen Standpunkte betrachtet, so wäre ich „durchgefallen", hätte ein Handwerk lernen müssen, und man würde jetzt Schuhe oder Kleider statt Prologe und „Festblätter" bei mir bestellen.

Die Mathematik wäre eine sehr schöne Wissenschaft, wenn es nur keine Ziffern in ihr gäbe. Es waren wirklich nur die Ziffern, die Quadratwurzeln, die Logarithmen, die Formeln, bei deren Anblick mir immer dunkel vor den Augen wurde. Was in dieser Wissenschaft mit W o r t e n, ohne Ziffern, ausdrückbar ist, damit habe ich mich wenigstens später gern und ohne sonderliche Schwierigkeit befaßt; in ihren höheren Regionen, wo sie mit den großen Problemen des Raumes und der Zeit, der höheren Naturlehre, der Philosophie zusammenhängt, da erhellte sich mein Blick, und da ist sie mir seit Jahren ein Bereich, in welchem ich mit wachsender Lust mich ergehe.

Besser und glaubwürdiger, als ich es durch Erzählung aus bloßer Erinnerung vermöchte, werde ich mein jugendliches Verhältnis zu den Wissenschaften durch einige Tagebuchblätter aus jener Zeit verdeutlichen, die ich wörtlich hier einschalte.

10. März 1849.

Seit dem neuen Jahre beschäftige ich mich fast ausschließlich mit Fichte und Schelling. Die Vormittage bringe ich bei diesem Studium in der Hof- oder Universitätsbibliothek zu. Wiewohl ich noch lange nicht zum vollen Verständnisse des Idealismus gekommen bin, so ist doch bereits eine neue

der vielen Druckfehler wegen, die sie enthielt, für unbrauchbar erklärte. Es gab noch keinen Lehrstuhl für Sanscrit und vergleichende Sprachwissenschaft an der Wiener Universität; man nahm also das Anerbieten Boller's, Collegien über diese beiden Gegenstände gegen einen höchst bescheidenen Gehalt zu lesen, an, obgleich ihm das erste Erfordernis einer akademischen Laufbahn, der Doctortitel, fehlte. Aber es wollten sich keine Zuhörer finden. Ich war drei Jahre lang Boller's fast einziger Schüler. Andere kamen eben nur und verloren sich wieder: ich harrte treulich aus. Eine vorzügliche Lehrgabe besaß Boller eben nicht; aber der ruhige Ernst, die Einfachheit, die Milde, das Verständige seines Wesens hatten etwas Gewinnendes. In der Leopoldstadt besaß er eine ärmliche Wohnung, von deren zwei kleinen Gemächern eines er selbst, das andere seine noch weit anspruchslosere Gattin inne hatte, eine Frau, bei welcher er schon früher in eben dieser Behausung als Aftermieter heimisch geworden. Man sagte, er habe sie geheiratet, um in zwanglosem Verkehr mit ihr das Ungarische — sie war eine Ungarin — gründlich zu erlernen, was ihm für die finnischen Studien, die er mit Eifer betrieb, sehr förderlich war. Er trug sich mit dem Plane eines großen sprachvergleichenden Werkes, starb jedoch vor Vollendung desselben. In den Denkschriften der Wiener Akademie sind zahlreiche Abhandlungen von ihm, namentlich über die finnischen Sprachen, abgedruckt. Ich konnte mir's nicht versagen, diese Zeilen dem Gedächtnis eines Mannes zu widmen, dessen freudloses und anspruchsloses, stilles, ganz der Wissenschaft hingegebenes, dabei von aller Pedanterie freies, fast kindliches Wesen und Dasein für mich immer etwas Rührendes hatte.

Einer Fertigkeit muß ich gedenken, die ich mir zu jener Zeit anzueignen begann und von welcher ich seither ununterbrochen den ausgedehntesten Gebrauch gemacht habe. Ich weiß nicht, ob von Allem, was ich je gelernt, sich mir etwas segensreicher, hilfreicher für die Verrichtung meines irdischen Tagewerks erwiesen hat als diese Fertigkeit. Ich meine die Stenographie. Nachdem ich als Student vor Allem durch fleißige Führung von Collegienheften darin mich eingeübt, zog ich weiterhin bei meinen literarischen Studien, Entwürfen und Arbeiten einen außerordentlichen Gewinn daraus. Viele meiner Werke erforderten ausgedehnte culturgeschichtliche Vorstudien. Für „Ahasver in Rom„ und „Aspasia“ versenkte ich mich in das römische und griechische Alterthum, für den „König von Sion“ in das Reformationszeitalter, für „Danton und Robespierre“ in das französische Revolutionszeitalter. Da gab es Unzähliges anzumerken, eine Fülle bedeutender Einzelzüge zur Auswahl und Verwendung im Werke übersichtlich festzuhalten. Nur durch die Stenographie wurde mir dies ohne allzugroßen Zeitverlust möglich. Und nun erst die Ausführung und Feile eines solchen Werkes bis zum letzten Federstrich! Man wendet vielleicht ein, daß ja der Dichter, der Schriftsteller sein Erzeugnis nicht so rasch auf's Papier zu werfen in der Lage sei, um dazu der Schnellschrift zu bedürfen. Aber wer so spricht, bedenkt nicht, daß der Autor, bevor er einen Satztheil, einen Vers, eine Liedstrophe mit ihren Reimen niederschreibt, diesen Satztheil, diesen Vers, diese Strophe im Kopfe fertig haben muß. Hat er sie aber fertig, so ist es durchaus nicht gleichgiltig, ob er sich beim Niederschreiben der gewöhnlichen oder einer Schrift bedient, welche den Aufwand von Zeit und Mühe auf ein Zehntel zurückführt. Was an mechanischer Arbeit beim Schreiben erspart wird, kommt ohne Zweifel der geistigen zugute. Desgleichen springt der Zeitgewinn, welchen die Schnellschrift dem Schriftsteller leistet, bei Aenderungen, Strei-

bei jenen Forschungen Resultate zutage kommen, geeignet, geistige Revolutionen anzubahnen.

1. Juni 1850.

Der erste Band von Becker's Weltgeschichte hat meinen Heißhunger nach Urgeschichte wenig befriedigt. Posselt's deutsche Geschichte lese ich mit Eifer. Louis Blanc's „Geschichte der letzten Jahre“ interessierte mich auf's Höchste. Sallust ist mir theuer als Vorbild classischer Geschichtsschreibung.

20. October 1851.

Boller hat seine Vorlesungen über die Leistungen der vergleichenden Sprachwissenschaft begonnen, und zwar mit der Lehre der Hieroglyphen, die uns etwa einen Monat beschäftigen wird. Er bringt zu den Vorträgen die Hauptwerke Champollions und Bunsens mit und demonstriert daraus die Rudimente. So stünde ich denn plötzlich wie durch einen Zauberschlag vor den Pforten des unheimlich dunklen, großartigen Wunderlandes, dessen Geschichtsbücher seine Gräber sind. — Ob es mir gegönnt sein wird, aus diesem Studium große wissenschaftliche Resultate persönlich zu ziehen? Ich zweifle. Kann ich je die Lyra an einen Föhrenast hängen und den Elfen und Lilien und Rosen Lebewohl sagen, um in ägyptischen Todtengrüften die Geister vermoderter Jahrtausende zu beschwören? Doch — soll ich darum dem lüsternen Zuge, der mich zu diesem wunderbaren Quell des Wissens drängt, weniger folgen? Ist die Erholung nichts, welche die Befriedigung wissenschaftlicher Neugier gewährt, und nichts der großartige Eindruck, den Urweltschauer auf den Geist machen? So töne mir denn die vielsagende, aber noch wenig gedeutete alt-ägyptische Gräberstimme, miteinstimmend in den hehren Weltchor, der an mein Ohr rauscht wie Sphärenmusik, und dessen einzelne Stimmen herauszuhören mir mehr und mehr Lust und Beruf wird. Aber noch Eins: Wenn Rose und Lorbeer mir einst verblüht — oder niemals blüht — so gehe ich nach Aegypten und lese die Hieroglyphen.

Unter den Aufzeichnungen von 1850—1851 finde ich folgendes Blatt ohne Datum, das Bruchstück eines Briefes, wie es scheint:

„Ich will das Wissenswürdigste kennen lernen. Was kann ich dafür, daß man die Wissenschaft in Fächer geschieden, und daß ich das Wissenswürdigste nun in verschiedenen, abgegrenzten Gebieten aufsuchen muß? Sich in ein solches Fach auf Lebenszeit zu vertiefen, ist Sache der Professoren und eigentlichen Fachgelehrten. Ich bin aber kein Professor und kein Fachgelehrter, sondern ein Mensch, ein freier Mann. Legen Sie mir das nicht als Oberflächlichkeit aus — es ist eben Liebe zur Gründlichkeit. Ich will den einzelnen Wissenschaften auf den Grund kommen, und bin überzeugt, daß ich das nur mit Hilfe aller andern Wissenschaften kann. Die einzelnen Wissenschaften verhalten sich zur Einen und echten Wissenschaft, wie sich die Sätze einer einzelnen Wissenschaft zu einander verhalten. Nehmen Sie einen Satz aus einer Wissenschaft heraus und beschäftigen Sie sich, so lange Sie wollen, damit; das rechte Verständnis wird Ihnen doch erst dann aufgehen, wenn Sie ihn im Zusammenhange mit den übrigen Sätzen lesen.“ —

Professor Anton Boller war ganz und gar, was man einen „Autodidakten“ nennt. Er hatte als mittelloser junger Mensch sich mit den unzulänglichsten Behelfen auf das Studium des Sanscrit geworfen. Nachdem er, wie er zu erzählen pflegte, sich die Bedeutung der Wörter sowie die Regeln der Sprache fast nur aus einigen Sanscrittexten selber, die er mit Uebersetzungen verglich, ergrübelt hatte, verfaßte er eine Sanscritgrammatik, die er jedoch später selbst, namentlich

dachte ich nicht; noch immer wiegte ich mich im idealen Traume des Hoftheaterdichterthums — und wem dies unglaublich erscheint, dem können meine Tagebücher die Beweise dafür liefern.

Ueber meine Anmeldung für das Seminar und einige sich daran knüpfende Erfahrungen berichtet das Tagebuch in ziemlich drolliger Weise wie folgt.

23. September 1851.

Heute habe ich den ganzen Vormittag mit den drei Vorstehern des historisch-philologischen Seminars wegen Aufnahme in dieses zu kämpfen gehabt.

Professor Grauert sagte mir, daß in der historischen Abtheilung keine Stelle leer sei, ich möge mich in der philologischen anfragen. So gieng ich denn zu Bonitz. Er fragte: „Haben Sie classische Philologie öffentlich studiert?" „Nein," erwiderte ich, „ich habe mich bloß privatim damit beschäftigt." Auf dieses Wort wiegte sich der Professor bedenklich auf seinem Stuhle. „Was haben Sie denn griechisch gelesen?" fragte er weiter.

„Anakreon — Sophokles — Chrestomathien!" —

„Sophokles?" rief Bonitz, sich noch weit bedenklicher auf dem Stuhle wiegend und kopfschüttelnd; „Sophokles? und Homer nicht? und keinen leichteren Autor?"

„Meine Vorliebe für Sophokles veranlaßte mich, ihn vor allen Anderen vorzunehmen."

Bonitz gerieth in großen Eifer, ließ mir die Aufnahme als unmöglich erscheinen, tadelte heftig meine autodidaktische Methode und redete mir dermaßen zu, daß ich mir selber bereits ganz erbärmlich vorkam.

Er wollte nicht glauben, daß ich den Sophokles habe verstehen können. Ich versicherte ihn, daß es doch der Fall gewesen sei.

„Das werden wir sehen!" rief er, sprang auf, brachte einen Sophokles und bezeichnete mir eine schwierige Stelle in der „Antigone". Nachdem ich selbe in Gottes Namen übersetzt, zog er neue Saiten auf. Er sagte, daß er nun sehe, wie mir die Sache nicht fremd sei, und daß ich allerdings fähig sei, an den Vorträgen im Seminar mich zu betheiligen. Noch mehr, er war sehr freundlich, lieh mir die Formenlehre des jonischen Dialects im Homer von Lukas, und äußerte schließlich, es sei zwar eine große Anzahl von Mitgliedern, und er zweifle, ob die Zeit ausreichen werde, daß Jeder einen Vortrag halten könne, er wolle jedoch sehen, daß ich zum Vortrag komme, selbst wenn er die Stundenzahl vermehren müßte, „damit doch solche, die beweisen, daß sie Kenntnisse besitzen, Gelegenheit zu deren Bethätigung finden." Ferner sagte er mir, wenn ich seines Rathes bedürfe oder seiner wissenschaftlichen Hilfe, so sei er mit Vergnügen immer bereit.

Sehr erfreut über den philologischen Erfolg, den ich hier gehabt, trat ich die dritte der nöthigen Expeditionen an, nämlich zu Professor Grysar, der den lateinischen Uebungen des Seminars vorsteht. Er nahm großen Anstoß an dem Umstande, daß ich Latein und Griechisch treibe und dazu medicinische Fächer höre. Er erklärte, Philologie ganz allein, und sonst durchaus nichts, müsse ich treiben, wenn ich darin weiter kommen wolle. Die alte, ewige Rede! Ein Fach und sonst nichts, durchaus nichts! Nein, freiwillig mich selber so zu beschränken, kann mir so wenig beifallen, als mich freiwillig vierer Sinne zu berauben, um den fünften intensiver zu bilden, und mir z. B. die Augen auszustechen, um besser zu hören. Ich bat Grysar um ein Thema zur Bearbeitung. Er sagte: „Schreiben Sie 'mal was über Horat. Od. I., 1." — Als ich fortgieng und er mich zur Thür begleitete, äußerte er, daß heute doch wieder einmal ein schöner Tag sei. „Tandem venit post multos hora

chungen, Zusätzen u. s. w. in's Auge. Nur diese Ersparnis an Zeit und mechanischer Arbeit hat es mir z. B. bei der Abfassung des „Königs von Sion" möglich gemacht, hundert und mehr Hexameter in ein paar Morgenstunden auf's Papier zu werfen.

Nicht selten ist der Schriftsteller veranlaßt, wichtigere und ausführlichere Briefe entweder vorher zu entwerfen oder eine Abschrift davon zurückzubehalten. In beiden Fällen kommt ihm die Schnellschrift ungemein zu statten. Auf Reisen lassen sich mittelst derselben Notizen im Fluge verzeichnen und Tagebücher lassen sich in einem Umfange führen, der beim Gebrauche gewöhnlicher Schrift ohne Beispiel wäre.

Es war Bruckner, der mich auf das Gabelsberger'sche stenographische System aufmerksam machte, nachdem er selbst bei Heger, einem Schüler Gabelsberger's, einige Vorträge darüber gehört. Sofort verschaffte ich mir die von Heger herausgegebene Anleitung und brachte es, mich an diese haltend, ohne sonstige Unterweisung, durch beharrlichen Eifer zur erwünschten Fertigkeit.

Es will mir, nebenbei bemerkt, scheinen, als ob die edle Kunst Gabelsbergers in Oesterreich seither nicht gerade Fortschritte, sondern in mancher Beziehung eher Rückschritte gemacht hätte. Nach den Proben wenigstens, die mir im Laufe der Jahre zufällig zu Gesichte gekommen, dünkt mich die heutige stenographische Schrift etwas plump im Vergleich zur genauen, feinen und zierlichen Weise Heger's.

Wie die Stenographie habe ich auch die modernen Sprachen, die Musik und Anderes durch Selbstunterricht erlernt. Ich brauchte nie einen Meister für das, was ich ebensogut aus einem Buche lernen konnte, und lernte nie aus einem Buche, was mir das Leben selber bot oder wozu eine natürliche Gabe mich befähigte. Wenigstens folgte ich diesem Grundsatz, seitdem ich eine üble Knabenerfahrung mit dem Gegentheil gemacht. Im Laden eines Buchhändlers hatte ich ein Büchlein gesehen, betitelt: „Die Kunst zu schwimmen." Ich kaufte es, lernte es auswendig und wünschte mit Ungeduld die Ferien herbei, wo ich bei Vetter Koppensteiner in Schweiggers die erlernte Kunst glänzend würde bethätigen können. Zu Schweiggers angelangt, stürzte ich alsbald mich tollkühn in den nächsten Bach, brennend vor Begier, mich auf seinen Wellen zu wiegen, aber ich sank unter wie ein sturmzerschelltes Wrack. Ich begriff, daß es mir zur Fertigkeit noch an Uebung fehle. Der Bach war nur nach großen Regengüssen tief genug, um darin zu schwimmen. Ich benützte die Zeit der Trockenheit, meine Uebungen einstweilen auf dem Heuboden des Vetters anzustellen, d. h. ich stürzte mich in's Heu und machte zur Uebung in demselben all' die wohleingelernten Schwimmbewegungen fleißig durch. Ein Wolkenbruch war niedergegangen — neuer Versuch, mich den Wellen anzuvertrauen — neues Scheitern. Ich merkte endgiltig, daß ich nicht schwimmen konnte. Erfahrungen solcher Art machen mißtrauisch und vorsichtig...

Während ich Collegien über naturwissenschaftliche Gegenstände und über Sanscrit hörte, wurde das historisch-philologische Seminar an der Wiener Universität gegründet, und tüchtige Gelehrte waren aus Deutschland zur Leitung desselben berufen worden. Die Gelegenheit, in das classische Alterthum tiefer einzudringen, als ich es auf Grund der früheren, im Griechischen äußerst dürftigen Gymnasialvorbildung vermochte, hatte viel Verlockendes für mich. Aber es gesellte sich noch ein Umstand hinzu, mich zur Theilnahme an den Uebungen des Seminars zu veranlassen. Es war mit dieser Theilnahme der Genuß eines Stipendiums verbunden — eine Aushilfe, die in meiner Lage für mich sehr wertvoll war. An eine hierdurch später zu erringende gesicherte Stellung

auf seinem Schreibtische liegen, und täglich las er, wie er sagte, einige Blätter daraus mit Andacht wie ein Brevier.

Später fand ich doch Aufnahme auch in die historische Abtheilung des Seminars, woran mir — des Stipendiums halber — viel gelegen war. Es waren tüchtige Kräfte in dieser Abtheilung damals vereinigt, zum Theil schon über die Jünglingsjahre hinaus: Zhisman, Karl Tomaschek, später als Germanist bekannt geworden, Ottokar Lorenz u. A. Bei den Vorträgen der Mitglieder, nach deren Beendigung der Vortragende sich gegen die Einwürfe der Zuhörer zu vertheidigen hatte, war Tomaschek der schneidigste, unermüdlichste Kämpe, und es schmeichelte mir nicht wenig, als er nach meinem Vortrag über Mahomed's Leben und Lehre auf meine Frage, warum er diesmal gegen seine Gepflogenheit gänzlich stumm geblieben, erwiderte, er habe diesmal in der That nichts einzuwenden gefunden.

Die griechischen Uebungen des Seminars leitete Hermann Bonitz, als Gelehrter berühmt, als Schulmann unübertrefflich, ein Mann von scharfem Verstande, ruhig-klarem, ernst-freundlichem, einnehmendem Wesen. Seine harmonisch-ausgeglichene Natur ließ nichts von Kathedereigenheiten oder Angewöhnungen irgend welcher Art bei ihm aufkommen, aber auch seine glänzenden Eigenschaften drängten sich nicht in eitler, ehrgeizig beflissener Weise vor. Seine Leitung des griechischen Seminars war musterhaft, und seine Bereitwilligkeit, den Mitgliedern desselben durch Darleihen von Büchern aus seiner Bibliothek förderlich zu sein, kannte keine Grenzen. Ich erinnere mich, als ich 1853 Wien verließ, ihm einen großen Wäschkorb voll entlehnter Bücher zurückgestellt zu haben. Er war mir gewogen, lobte meine Vorträge und meine Abhandlungen, machte aber doch immer den Eindruck auf mich, als ob er mir nicht recht traute, und als ob er mich für einen Menschen hielte, der eines Tages, statt sich als Philologe auszuzeichnen, eine Nordpolreise antreten oder ein perpetuum mobile erfinden oder einen Band Gedichte herausgeben könnte.

Grysar, der Latinist, als solcher geschätzt, aber gänzlich auf dies sein Fach beschränkt, kränkelnd, zeigte in Haltung und Miene einen etwas pedantischen Anstrich; aber was ihm von Pedanterie eigen war, wurde durch eine gewisse Gutmüthigkeit unschädlich gemacht.

Grauert, hochverehrt von seinen Schülern, entwickelte im Gegensatz zu seiner Zwerggestalt und seinem Höcker eine gewisse geistige Vornehmheit. Er litt an Asthma, einer Folge seiner körperlichen Mißbildung und erlag seinem Uebel leider allzubald.

Ein harmloses und kostenfreies Vergnügen war es mir in jener Zeit, die Vorträge der Akademie der Wissenschaften zu besuchen, wo es mich belustigte, die verschiedensten Sorten der Weisheit und des Wissens fließen zu sehen, wie die verschiedenen Weinsorten aus den Spundlöchern einer großen Kellerei. Mir sind aber nur zwei lebhaftere Erinnerungen aus dieser Gesellschaft hoch- und tiefgelehrter Herren geblieben: die des kleinen, aber rührigen und energischen Hammer-Purgstall, der im Stande war, einem vorlesenden Mitgliede in barschem Tone zuzurufen: „Bitte den Herrn Vortragenden, lauter zu lesen; man versteht ihn nicht!" und die desjenigen Mitgliedes, das einer solchen Mahnung immer am meisten bedürftig schien: des blassen, gichtbrüchigen, wenn ich nicht irre gar lahmen Sinologen Pfitzmayer, der Jahr aus Jahr ein über allerlei Chinesisches und Japanesisches Vorträge hielt, und der dieselbe Beschäftigung vielleicht heute noch fortsetzt. Denn obgleich er schon damals mehr todt als lebendig aussah, scheint er doch noch am Leben zu sein; ich

serena dies!" antwortete ich, „Ja, ist jetzt selten, eine solche serena dies!" sagte er. (Hoho, Herr Professor!)

4. October 1851.

Mein Tractat über Horat. Od. I., 1. ist vollendet. Er umfaßt vier Quartblätter und scheint mir ein wahres Monstrum von Gelehrsamkeit und feiner Latinität. Er besteht ganz aus grundgelehrten Citaten und auserlesenen lateinischen Phrasen. Es wird darin Erwähnung gethan der Parallelstellen bei Archilochus, Pindar, Solon, Virgil, Properz, ferner: der hieherbezüglichen Aussprüche und Meinungen eines Baxter, Bentley, Mitscherlich, Jani. Am meisten thue ich mir auf die prächtigen lateinischen Redensarten zugute; es klingt Alles so wunderschön, daß ich, wenn ich es lese, gar nicht glaube, es selbst geschrieben zu haben. Morgen höre ich Grysar's Urtheil darüber. Vederemo!

5. October.

Fahr' wohl, blühende Latinität; fahr' wohl, Syntaxis ornata; fahrt wohl, ihr tres linguae latinae virtutes: Puritas, Elegantia, et Copia! Grysar hat über meine schönen Phrasen, meine ausgesuchten Phrasen, meine üppig sprudelnden Phrasen schonungslos den Stab gebrochen. Statt „sibi metatur locum will er sibi tribuit locum, statt arva sarriunt will er arva colunt ꝛc. ꝛc. ꝛc. „Der lateinische Stil," sagt er, „ist ganz einfach. Man muß immer das allereinfachste Wort wählen." — Ist das wahr oder habe ich's mit einem Pedanten zu thun?

6. October.

Ich habe den Cicero zur Hand genommen und mit Rücksicht auf den Stil etwas darin gelesen. Ich erstaune! Das ist das Muster, der Canon der Latinität? Es ist in der That Alles sehr einfach, fast nachlässig — wenn ich's gegen meinen Tractat halte. Nun, so mag denn Grysar in Gottes Namen Recht behalten. Aber dies weiß ich doch, daß es für einen philologischen Candidaten immerhin ein Wagestück bliebe, die Simplicität zu seiner Hauptaufgabe zu machen, in Arbeiten, wo er glänzen will; denn wie leicht könnte da sein freiwilliges Sichentschlagen als Armut gelten.

7. October.

Cicero's „Lälius", den ich der Form wegen zu lesen anfieng, hält nun mein Interesse gespannt durch den Inhalt. Mich entzückt die reine, hohe Moral, die darin athmet.

So weit das Tagebuch, dessen Bericht, was den ersten Besuch bei Grauert anbelangt, aus der Erinnerung ergänzt sein mag. Ich fand den kleinen, buckeligen aber würdevollen Mann umgeben von einigen seiner älteren Schüler, die, mit Einschluß des Meisters, auf den jugendlich schüchternen Neuling etwas von oben herab blickten. Grauert schien es seltsam zu finden, daß ich, aus den Hörsälen der Anatomie, der Chemie, des Sanscrit herkommend, nun auch Historiker sein wollte. Er erkundigte sich nach meinen historischen Studien; zuletzt fragte er mich, ob ich den Thukydides gelesen hätte, und als ich dies bejahte, fragte er, ob ich ihn in der Ursprache gelesen hätte. Dies mußte ich verneinen, und da meinte der gelehrte Herr achselzuckend, ohne Kenntnis des Thukydides in der Ursprache scheine ich ihm für die Uebungen der historischen Abtheilung des Seminars noch nicht sattsam vorgebildet; auch sei die Zahl der Mitglieder schon zu groß und, sozusagen, keine Stelle leer. Der Schäker! Ich bin überzeugt, daß kein einziger seiner damaligen Wiener Schüler den Thukydides, den schwierigsten aller griechischen Autoren, in der Ursprache gelesen hatte. Von ihm selber will ich glauben, daß er ihn gelesen hatte; denn es war sein Lieblingsschriftsteller, er hatte ihn immerfort aufgeschlagen

ständnis und reges Gefühl für das Schöne geweckt, ja meinen Sinn auf ewig dem Schönen zugewendet. Nun erst verstehe ich ganz die griechischen Skolien und die römischen Elegien — nun folgt mein Auge mit Sinn und hohem Interesse den Contouren, die Pinsel und Meisel formt — nun geh' ich gleichgiltig vorüber an der Mehrzahl weiblicher Gesichter — nun mißfällt mir viel mehr als früher an mir selbst! —

Die Erwägung dieser großartigen und wohlthätigen Einwirkungen auf mein Innerstes führt auf dem Wege besonnener Erfahrung mich zur festen Ueberzeugung von dem innigen Zusammenhange, in welchem das Schöne und seine Betrachtung mit unserer Veredlung und Entfaltung steht. Aus der Erfahrung schöpf' ich die Lehre, daß der Anblick des Schönen, selbst auf der materiellsten Stufe, fruchtreicher sein kann, als die beste Kirchenpredigt und als das Mannale des Epiktet, sammt der Tafel des Kebes!

Freilich wohl mag die Schule der Charis nicht für Jeden die beste sein. Gar Manchen schreckt die Ruthe der Moral mehr vom Bösen zurück, als ihn die Rose der Charis zum Guten lockt.

„Thu'n die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Ueber Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehrt die Sonne zurück, so verdampft vom Steine die Wohlthat:
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.“

(Goethe.)

Und nicht bloß leer ausgehen vom Mahle der Schönheit dürfte so Mancher; Viele könnten sogar den Tod sich in Nektar trinken — zum Weibe erschlaffen, statt zum Manne zu reifen. Hat nicht schon Euripides in den „Bacchen“ gezeigt, wie Dionysos den Einen als Gott, den Andern als „Dämon“ ergreift? Sehen wir nicht am Schlusse des „Faust“, wie die himmlischen Rosen, die sonst Alles vergöttlichen, den Teufel noch teuflischer machen? — Anakreon haucht die Geister des Wein's in feurig süßem Gesang, während der Alltagsmensch sich berauscht im Kothe wälzt. —

Ich weiß nicht mehr, auf welche „Erscheinung“ diese Zeilen sich bezogen und wie die schon im Tagebuch selbst durch Gedankenstriche bezeichnete Lücke auszufüllen ist. Wahrscheinlich wurde der Herzenserguß durch die spanische Tänzerin Pepita de Oliva veranlaßt, die damals Europa bereiste und einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte. In der bezauberndsten Sinnlichkeit lag hier ein classisch-idealer Zug, der die echten „Bacchen“ begeisterte, den „Böoziern“ aber unverständlich und entbehrlich war, so daß sie an den unzähligen „falschen Pepitas“, die hinter der echten überall hervortraten, sich ebenso oder noch mehr als an dieser ergötzten. Sennora Pepita de Oliva's Bildnis ist in der edelsten, vollsten Herrlichkeit ihrer Erscheinung seit mehr als drei Jahrzehnten stets über meinem Schreibtische gehangen und hängt noch heute da. Und was sie mir zu sagen hatte, das ist bis heute nicht verstummt.

(Fortsetzung folgt.)

erinnere mich wenigstens, geraume Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege von 1870—71 in einer Wiener Zeitung gelesen zu haben, der Sinologe Pfitzmayer habe neulich zu irgend Jemand von besagtem Kriege zu sprechen angefangen, von welchem er, wie er sagte, durch die letzten aus Pecking eingetroffenen Blätter Kunde erhalten. Andere Zeitungen als chinesische liest er nämlich nicht — also wohl auch nicht den „Heimgarten".

Weniger leicht zugänglich als die Quellen der Wissenschaft waren mir die des Kunstgenusses. Das Theater konnte ich selten besuchen, hörte aber doch das eine und andere classische Stück im Burgtheater, und wohnte den ersten Aufführungen einiger Halm'scher und Mosenthal'scher Stücke bei; häufiger aber war es mir vergönnt, in der Vorstadt mich an Nestroy's und Kaiser's neuen Erzeugnissen zu erbauen.

Oeffentliche Concerte hörte ich ebenfalls nicht oft; aber zu Hause betrieb ich nach meiner Weise die selbsterlernte Claviermusik. Ein musikalisch gebildeter Beamter, Herr Theodor Wickerhauser, erbot sich freundlich, mich in wöchentlich einer oder zwei Stunden ein wenig zu drillen, was mir überflüssig schien, aber ich nahm die Einladung des wackeren Mannes an, nachdem ich entdeckt hatte, daß er den ganzen Jean Paul besaß, und hielt wirklich bei ihm aus, bis ich den ganzen Jean Paul von ihm ausgeliehen und durchgelesen hatte. Ich sang auch, so weit es meine Stimmmittel erlaubten, klimperte auf der Guitarre, quälte mich eine Zeitlang sogar mit einer eigensinnigen, pessimistisch verstimmten Geige, und ertheilte einem neben uns wohnenden hübschen Fräulein Gesangsunterricht. Ich spielte der Schülerin auf der Violine die Töne der Scala zum Nachsingen vor; da sie aber zu bemerken glaubte, daß ich noch falscher geigte als sie sang, so wurde sie stutzig und entzog mir ihr Vertrauen. Wurde ich doch auch einmal als Claviermeister für ein Fräulein aufgenommen! Nach einigen Monaten aber fand der Geliebte des Mädchens, ein Studiosus, der dasselbe „ausbilden ließ," und mir monatlich zwei Gulden zahlen wollte, die er in der Regel selber nicht besaß — fand, sage ich, daß ich „ihr nicht mehr genüge!" Wem verdankte aber das Mädchen diesen raschen, so bald den Meister selbst überholenden Erfolg, als eben **mir**, meinem vortrefflichen Unterricht? —

Von ziemlich eigenthümlicher Art waren die Anregungen, die ich in meinen Studienjahren der bildenden Kunst verdankte. Betrachtungen über eine Stahlstichsammlung schließt das Tagebuch vom 1. Jänner 1849 mit den Worten: „Ich hole mein Moralsystem aus Gestalten und Gesichten; aus schönen Naturen und Kunstwerken lerne ich die große **Kunst zu sein**." Ich las Winckelmann und blätterte im Montfaucon, „um durch Betrachtung der Abbildungen in letzterem meine Begriffe von Schönheit zu vervollkommnen." Ich nahm Aergernis am altdeutschen Saale der Gallerie des Belvedere. „Es ist eine verkrüppelte, armselige Menschheit," klagt das Tagebuch vom 15. März desselben Jahres. „Um wie viel herrlicher blühte die, von welcher die Antiken Zeugnis geben! Die Betrachtung dieser Gestalten trägt viel zum historischen Verständnisse des Mittelalters bei. Mögen kommende Historiker in den Bildwerken, die sich aus unserem Zeitalter erhalten, nicht unsere Schande lesen!" —

Von welchem Standpunkte aus ich die Anschauungen der Kunst und die des Lebens verknüpfte, mag aus folgendem Blatte deutlich werden.

18. November 1851.

Das Sonett „Aspasia" gedichtet.

— — — — — — — —

Diese Anschauung hat in mir das Gefühl der Männlichkeit, tieferes Ver-

trachtete, Eine der Andern die buschigsten Zweige aus der Hand riß, um selbige auf ihr eigenes Büschel zu legen.

„Geh, was brauchst denn Du den Wachel!“ sagte die Bethel und wollte der Anna-Mirl einen herabgeflogenen buschigen Ast aus der Hand winden.

„Oho!“ sagte die Anna-Mirl, „der ist auf meinen Kopf herabgefallen, der gehört mein.“

„Derschlagen hätt' er Dich sollen,“ knirschte die Bethel.

Sie rangen um den Ast.

„Laßt nit aus?“ fragte die Bethel.

„Kannst mir die Händ' abbrechen, sonst kriegst ihn nit!“ antwortete die Anna-Mirl.

Da biß sie die Andere in den Finger. Mit wuthergühten Gesichtern fuhren sie aufeinander los, und ohne einen Laut von sich zu geben, zerzausten sie sich gegenseitig das Gewand und die Haare.

Der Martin hoch auf dem Baum schaukelte sich mit dem Wipfel hin und her, jodelte Eins und hatte keine Ahnung, daß unten die zwei Weibsbilder um seine Aeste auf Leben und Tod rangen. Das hätte ihn toll freuen müssen, denn es gieng ihnen nicht nach den Aesten, sondern nach dem, der sie herabwarf. Als die Bethel der Andern den Ast aber entwunden hatte, als sie ihn mit dem Schrei: „Da gehört er Dir hinauf!“ der Anna-Mirl über den Rücken hieb, nahm es der Bursche oben wahr, was in der Tiefe seinetwegen vorgieng. Er hub an zu lachen. Dann that er einen Pfiff und rief herab: „Dirndln! welche will herauf zu mir? Da heroben ist ein Vogelnest!“ Und er zwitscherte, daß es zu hören war, als ob ein lebenslustiges Vöglein das andere lockte.

Wer weiß, was geschehen, wenn jetzt nicht vom Hof her die alte Traudel gekommen wäre. Auf deren Haupt war kein grüner Ast herabgefallen, mit ihr hatte keine Nebenbuhlerin gerauft, und doch war ihr graues Haargefilze so arg zerzaust wie das der beiden Anderen. Ihr Gesicht bestand aus zwei scharfen Spitzen: der Nase und dem Kinn. Die dritte und schärfste Spitze sah man nicht, die hörte man nur, es war die Zunge.

„Lottervolk, vertracktes!“ zeterte die Traudel, als sie gegen unsere Reisigarbeiter herankam, „zwei Aestklauberinnen bei einem Schneidler! das ist mir eine saubere Wirtschaft! Euch soll man mit Schusterpech einbalsamieren, daß Ihr nit stinkend werdt's vor lauter Faulheit! Zwei Klauberinnen bei einem Schneidler! Einander Flöh' ausklauben oder noch was Schöneres, ja! Sonst wüßt' ich nit, was Ihr so viel zu klauben hättet unter Einem Baum. — Anna-Mirl! geh her, ich brauch' Dich im Dörrofen zum Holzlegen!“

„Soll die Bethel gehen!“ sagte die Anna-Mirl, „die hat leichter Platz im Ofen, die ist kleiner wie ich.“

„Na na, soll nur die Große gehen,“ wehrte sich die Bethel, „der schadet's gar nit im Ofen, wann ihr die Fetten ein bissel herausgebraten wird.“

„Sei Du die Gescheitere, Anna-Mirl, und geh mit,“ sagte die Alte, denn sie hielt es mit der Größeren. Und diese wußte auch, daß die Traudel, als die Schwester des Bauers, ein großes Wort hatte; sie muß also den grünen Wald verlassen und in den finsteren Flachsdörrofen kriechen, um darin die Scheiter aufzuschichten, die ihr die Alte hineinschiebt. Es war ein schlimmer Nachtheil!

„Traudel,“ sagte die Anna-Mirl unterwegs und ordnete während des Gehens zur Noth ihren Anzug, „Traudel, heut' thätest Du mir einen großen Gefallen, wenn Du die Bethel lieber hättest als mich. Der Ofenstaub thut mir für die Augen so viel schlecht.“

„Mach' keine Flausen!“ entgegnete die Alte, „wenn Dir nur der Martin die Scheiter hineinstecken wollt', nachher thätest Du Dir den Ofenstaub

Zwei Mägdlein und ein Knab.

Dorfgeschichte von P. K. Rosegger.

"Alsdann in Gottes Namen, jetzt steige ich hinauf!" sagte der Martin.

„Steig zu!" gab ihm die Bethel zur Antwort.

Das war im Wald, unter einem großen Fichtenbaum. Der Martin war ein Bursche mit vierundzwanzig Jahren und nackten Knieen. Die gelbe Lederhose muß besonders angeführt werden, nicht minder auch der blaue Brustfleck, die gebleichten Hemdärmeln, die grünen Strümpfe, die rothen Wangen und die grauen Augen, um die ganze Farbenpracht dieses jungen stämmigen Kerls zu ermessen. Nur muß man sich vorstellen, daß die Farben, mit Ausnahme der frischen Wangen, arg verschossen waren, und der ganze Bursch war verschossen in die Bethel, oder in die Andere.

Die Bethel schildere ich nicht, haben kann sie einstweilen doch nur Einer, wozu denn allen Anderen die Zähne wässerig machen nach der kleinen, munteren, thaufrischen Dirn. Neben der Bethel stand aber noch eine Zweite, die hieß Anna-Mirl und war viel stattlicher und fein rundlich ausgewachsen, aber sonst ein wenig ernsthaft, so daß man sich denken könnte: sie dürfte schwerer zu kriegen sein als die Andere, hingegen nachher aber umso leichter zu behalten.

Das waren drei Dienstleute des Kalchleithofes, sie aßen aus Einer Schüssel, schliefen unter Einem Dach und standen nun unter Einem Baum.

Als dann der Martin — die scharfzackigen Steigeisen an die Beine geschnallt, das blinkende Beil rückwärts in den Gurt gesteckt — sich anschickte, auf den Baum zu steigen, sagte die Anna-Mirl zu ihm: „Da muß ich Dir doch voreh ein Kreuz machen über's Gesicht."

„Kann nit schaden," antwortete der Martin, „aber mit einem Bussel festnageln wirst mir's müssen, sonst hält's nit."

„Jeßl und Josef!" rief die kleine Bethel, „jetzt hab' ich heilig gemeint, es fahrt der Bauer schon daher mit dem Leiterwagen." Damit zerstörte sie sehr klug das Festnageln des Kreuzes.

Der Bursche kletterte flink den glatten Baumstamm empor, diesen mit den Armen umfangend und fest mit den Steigeisenzacken einsetzend.

Die Anna-Mirl seufzte. — Ach, wenn er mich so halsen möchte wie das dumme Holz da! — So könnten es boshafte Leute auslegen, es war jedoch gar kein Seufzen, es war nur so ein Luftschnappen, wozu ist denn die Luft, wenn man sie nicht schnappen will! — Endlich war er oben im dichten Astwerk, der Martin, da fuhr er mit der einen Hand nach dem Beil und begann Aeste herabzuhacken.

Der Kalchleithofer pflegt seinen Rindern in ihren Ställen allwöchentlich einen Fußteppich aus grünem Reisig zu legen, den er dann alljährlich ein paarmal als fürtrefflichen Dünger wieder herauszieht. Ein solcher Teppich sollte auch aus den Aesten werden, die der Martin nun von der Fichte schlug, daß sie rauschend niederfielen. Und die zwei jungen Mägde waren vorhanden, um die herabgefallenen Aeste in Büschel zusammenzulegen. Da hätte man's just einmal sehen sollen, wie jede nach dem längsten

storben sein. — Wann das bei Dir ein Spaß ist! Wirst es ja wohl sehen."

„Um Gotteswillen!" rief die Magd und preßte die gerungenen Hände an den Busen, als wollte sie um denselben einen Reifen legen, daß er vor Herzweh nicht zerspringe. „Und kann ein Pfarrer so was angehen lassen?" fragte sie.

„Nicht Jeder kann's," belehrte die Traudel, „Der Eine kann's und will nicht. Unserer kann's und will."

„Aber das ist doch!" seufzte die Magd auf. „Ja, sein kann's eh, daß es möglich ist. Mit einer heiligen Meff' kann man Alles machen, das laßt sich leicht denken. Die Kraft, die d'rin steckt in so einer Meff'! Laßt sich denken. Und wer — wer hat's denn gesehen, daß sie die Sterbmessen gezahlt hat?"

„Ich selber, mein Mensch!" betheuerte die Alte, „zu allem Glück fällt's mir in der Kirche ein: gehst heut' zum Herrn Pfarrer wegen der Seelenbruderschaft anfragen, weil jetzt eine neue herauskommen soll, mit dem dreifachen Ablaß. Wie ich die Thür aufmach', steht die Bethel beim Pfarrer, gibt ihm einen Silberthaler in die Hand und ich hör' noch die Red' von den drei Sterbmessen. Küß' die Hand, Hochwürden, sag' ich, was thust denn Du da, Bethel? Ist sie darauf roth worden, wie ein gesottener Krebs."

„Ich glaub's gern, daß sie roth ist worden, bei so was! Aber daß Du mir's nit früher gesagt hast!"

„Ich hätt' Dir's gleich erzählt, er wird aber die Messen ohnehin vor drei Wochen nit lesen können, weil jetzt die Pfarrämter sind."

„Jetzt, was thu' ich?" hauchte die Anna-Mirl rathlos.

„Anna-Mirl," sagte die Alte und packte sie fest am Arm. „Jetzt los' auf. Du gehst heut' oder morgen zum Pfarrer und zahlst drei Sterbemessen für die Bethel."

„Nachher sterben wir allzwei!" meinte die Magd.

„Thät' Dir leid um die Andere?"

„Ja, Schnecken, wenn sie mag! Um mich thät' mir's leid."

„Dirn, Du verstehst nichts. Die Messenzahlerin muß dabei sein bei der Meff', wann sie kräftig sein soll und den Feind todtbeten. Deswegen nur recht bitten, den Herrn Pfarrer, daß er die Messen, die Du zahlst, früher liest, als die andern. Du betest fleißig, die Bethel stirbt, kann bei den Messen, die Dich umbringen sollen, nit mehr dabei sein und der Martin gehört Dein."

Die Anna-Mirl that einen tiefen Athemzug und sagte: „Ich zittere an allen Gliedern."

„Das glaub' ich," versetzte die Alte, „geh' nur zum Pfarrer, und daß er die Deinigen zuerst liest. Fein zuerst! Und wann er Ausreden hat: Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst, so sag' einen schönen Handkuß von der Kalchleithofer-Traudel und geh' nit früher fort, als bis er dir's verspricht. Sei gescheit!"

Die Anna-Mirl war gescheit, wir wollen sehen, wie sie das angestellt hat.

An dem Abende desselben Tages stand sie allein und sinnend vor dem Dörrofen, an welchem sie heute die wunderlichen Sachen gehört hatte. Sie hätte der Traudel doch recht danken sollen, die gute Haut rettet ihr ja das Leben. Nun hielt die Magd einen brennenden Zündspan in der Hand, um damit im Ofen den Scheiterstoß in Brand zu stecken. Da sie aber vor lauter Nachdenken nicht dazu kam, so blies ihr der Wind die Flamme aus.

Trottete der Martin vom Walde daher und erfüllte die Luft mit frischem Harzgeruch, der von ihm ausgieng. — Ob sie Feuer haben wolle? war seine Frage an die Magd. Ja, das sei ihr recht.

„Gib her!" sagte er, nahm ihr den Span aus der Hand und steckte ihn bald brennend in den Ofen.

gern gefallen lassen. Das kennen wir! — Aber schau, Dirn!" Sie nahm die Hand der Anna-Mirl zwischen ihre eigenen Runzelpfoten und streichelte sie, „schau, Dirn, ich bin Dir den Martin willig. Wirst es bald sehen, daß Du keine bessere Gutmeinerin hast als wie mich. Wenn Du nit jetzt mit mir zum Ofen gehst, wohl aber die Bethel, und Du thust beim Martin Aest' klauben und weißt von nichts, so kannst heut einen guten Tag haben —"

„Wie er pfeifen thut!" rief die Anna-Mirl aus und blieb horchend stehen, man hörte so schön sein Zwitschern vom Baumwipfel her.

„— kannst heut' einen guten Tag haben," fuhr die Alte fort, „und in drei Wochen liegst maustodt auf dem Schragen."

„Wie so?" fuhr die Anna-Mirl auf.

„Ja ja, immer einmal wissen alte Leut' auch was, meine liebe Dirn! Und immer einmal ist das Dörrofenloch auch was wert, mein Schatz! Da sind wir schon. Krauch' hinein."

Der Dörrofen, von außen eher einem Steinhaufen gleichsehend, denn einem Baue, steht im Freien unter Obstbäumen. Hinterwärts steht ihm ein windschiefgewordener Holzschoppen angefügt, in welchem der Flachs vor dem „Brecheln" an der heißen Wand getrocknet zu werden pflegt. Die Anna-Mirl kroch in das finstere Ofenloch und die Traudel steckte Scheiter hinein, die sie drinnen über kreuz und quer aufbaute bis empor zur Wölbung. Durch diesen Holzstoß war sie selbst so sehr eingeengt worden, daß sie sich kaum umzuwenden vermochte, als es wieder zum Herauskriechen war. Sie blieb noch ein wenig im Loch hocken und sagte: „Jetzt, Traudel, wann Du was weißt, so gib's von Dir!"

Die Alte kauerte sich neben an die rußige Mauer hin, langte mit der Hand in den Ofen und rüttelte die Anna-Mirl beim aufgestülpten Knie, als wollte sie sagen: Erwache aus Deiner Unwissenheit, wehre Dich Deines Lebens!

„Weißt denn gar nichts davon," fragte sie die Dirn im Ofenloch, „daß am vorigen Sonntag die Bethel beim Pfarrer ist gewest?"

„Beim Pfarrer?" fragte die Anna-Mirl, „versprechen? Mit dem Martin versprechen?"

„Versprechen, das nit. Der Martin wird nit wollen mit ihr, so lang' Du lebst. Drei Messen hat sie gezahlt."

„Für den Martin?"

„Tropf. Für Dich hat die Bethel drei Messen gezahlt. Sterbmessen! Todtbeten will sie Dich lassen."

„Jesus Maria und Josef!" rief die Anna-Mirl und sprang aus dem Ofenloch; so rußig sie war im Gesicht, daß sie todtenblaß wurde, als wollten die Messen jetzt schon wirken, das war doch zu erkennen.

Sterbemessen! Sie wußte wohl, was das heißen sollte, man spricht ja weitum davon, und wir glauben gar nicht, was Die alles glauben, die für's Glauben einmal eingerichtet sind.

„Du bist aber schlecht," sagte nun die Anna-Mirl, während sie sich mit der Schürze den Schweiß trocknete, „daß Du mich mit einem Spaß so erschrecken kannst."

„So!" begehrte die Alte auf, „so! Ein Spaß, sagst! Mit heiligen Sachen einen Spaß treiben! Du vielleicht! Ich nit. — Rait nach. Der Stiegelbauer, vor zwei Jahren, ist auch so gestorben. Weil sein Weib kein Gift kriegen hat können, so hat sie drei Sterbmessen für ihn lesen lassen. Die alte Kreuzhäuslerin ist von ihrem Schwiegersohn todtgebetet worden. Wie sie den Holzmeister-Rodel im Wald todt gefunden und der Bader keine Todesursach' hat aufweisen können, haben Alle gesagt, daß sein Bruder für ihn drei Sterbmessen lesen hat lassen. Und ist nit anders. Mein Vetter Tomel, meinem Aehndl ein Bruder, soll auch an Sterbmessen ge-

Sonntag bei mir gewesen und hat drei Sterbemessen gezahlt für die Seele ihrer verstorbenen Mutter. . . ."

Jetzt verhüllte die Magd mit der Schürze ihr Gesicht und taumelte der Thür zu. Der Pfarrer hielt sie zurück. „Anna Maria," sagte er in liebreichem Tone. „Möge Dich der allmächtige Gott erleuchten, daß Du den unerhörten Aberglauben, der Dich besessen hat, in seiner ganzen Thorheit erkennst! Möge Gottes Liebe die Rachgier Deines jungen Herzens lösen! Was hat sie Dir denn gethan, die Bethel, daß Du ihr an's Leben willst?"

Nun fiel die Magd vor dem Pfarrer auf die Knie und unter Händeringen und krampfhaftem Schluchzen, daß ihre Worte kaum zu verstehen waren, rief sie: „Nichts, nichts hat sie mir gethan, den Martin hat sie gern, ich bin seiner nicht wert, sie ist tausendmal besser wie ich, sie soll ihn haben. Ich bin verblendet gewesen, die alte Traudel hat mir Alles so gesagt. Ich bitt' um Verzeihung!"

„Geh' heim!" sagte der Pfarrer, „schicke mir aber die alte Traudel her, mit der will ich anders reden!"

Unterwegs nach Hause kam die Anna-Mirl an dem mittlerweile aufgeschichteten Stoß des Reisigs vorbei, das der Martin gestern vom Baum geschlagen hatte. Der hohe Fichtenbaum stand völlig entästet starr in die Luft, nur der grüne Wipfel war noch oben; den hatte der liebe Kerl gewiß des Vogelnestes wegen geschont. Hinter dem Reisigstoß war ein Flüstern. Die Anna-Mirl duckte sich nieder und hatte bald weg, wer dahinter war. Endlich verstand sie sogar etwas.

„. . . und mußt mir versprechen, daß Du keine Andere gern hast!" flüsterte eine weibliche Stimme.

„So," sagte eine männliche.

„Gar keine! Auf der ganzen Welt keine! Dein Lebtag keine!"

„Das kann ich Dir nit versprechen!"

„Versprich mir's, Martin! Wie vor dem Altar!"

„Der Graßhaufen (Reisigstoß) ist ja kein Altar, und heiraten will ich noch nit. Will noch ein Eichtl frei bleiben und mir die Zeit vertreiben, mit wem's mich g'freut."

„Du bist schon der Wahre! Heut' g'freut Dich die Zeit mit mir, morgen mit der Anna-Mirl!"

„Kann eh sein."

„Du bist ein spottschlechter Bub!"

„Wann ich Dir nit gefall' — kaprizier' Dich nit."

„Martin! Schlechter Bub! Herzensbub! Ich laß' Dich nit. Mein tausendlieber Schatz!"

„Oh, oh! Druck' mich nit gar so fest!"

„So fest will ich Dich drucken, daß ich Dir alle Lieb' ausdruck' in meinem Arm! Daß Du zu einer Andern keine mehr hast. . . ."

Der armen Anna-Mirl vergieng schier Hören und Sehen. —

Erst am späten Nachmittag kam sie heim. Der Bauer verwies ihr scharf das lange Ausbleiben. Ueber das Gedenken an den Vater Leonhard dürfe ein braves Dienstbot' auch des Flachses nicht vergessen im Dörrofen.

„Mein Bauer," sagte die Magd, „ich sehe es wohl, ich bin nichts mehr nutz. Schick' mich fort. Ich mag nicht mehr bleiben in Deinem Haus, mich gefreut nichts mehr, ich such' mir einen andern Platz."

„Ei ei, was Du für Mucken hast!" rief der Kalchleithofer, „geh' jetzt zum Flachs."

Im Holzschoppen war auch schon der Martin beschäftigt, den getrockneten Flachs, der in Büschel übereinandergeschichtet lag, zu wenden. Nachdem die Beiden eine Weile stumm nebeneinander gearbeitet hatten, sagte der Bursche: „Ich möcht' nur Eins wissen." Weil sie darauf keine Antwort gab, so setzte er bei: „Ich möcht'

Alsbald stand der Holzstoß in heller Lohe über und über. Wenn der Martin einmal anzündet! Die Anna-Mirl glaubt es!

Als die Magd später in's Haus trat, stand in der Thür die Bethel. Sie blickten einander trotzig und mitleidig an und giengen ihres Weges. Der Martin trottete, die Hände in den Hosentaschen, noch etliche Male um den Hof herum, jodelte einen Almer in das abendlich dämmernde Thal hinaus und gieng schlafen. Es war ihm wachend nicht eingefallen, daß und in welcher Weise die beiden Mägde tödtlich um ihn rangen, und es fiel ihm im Traume nicht ein.

Am nächsten Morgen — es war der Tag des heiligen Leonhard — bat sich die Anna-Mirl aus, daß sie in die Kirche gehen dürfe, es habe ihr Vater selig Leonhard geheißen und dessen wollte sie gedenken.

Nach dem kurzen Gottesdienst klopfte sie an die Pfarrhofthür. Drei silberne Zwanziger aus Kaiser Franzens Zeit hielt sie schon lange in der Hand, daß sie warm und feucht waren — thatsächlich Sündengeld, an dem der Schweiß des Volkes klebte. Dann theilte sie vertrauensselig dem Pfarrer ihr Anliegen mit: Drei Sterbemessen will sie zahlen für die Bethel Mooshuberin, und todtbeten!

Das verstehe er nicht, meinte der Pfarrer, das nehme er nicht an.

Aber von der Bethel habe er es doch angenommen! hielt sie ihm vor. Sie bitte um tausend Gotteswillen und daß er sie halt wohl gewiß früher lesen wolle, die Messen, als der Bethel ihre und sie habe einen schönen Handkuß auszurichten von der Kalchleithofer Trandel.

Lange konnte der Pfarrer nicht klug werden aus den Darlegungen der Magd, als er endlich aber doch ahnte, um was es sich hier handle, als er sich es erklären ließ, was die Magd meine, trat er langsam hin vor die Anna-Mirl, blickte sie eine Weile an und fragte: „Wie heißest Du?“

„Küß die Hand, Anna Maria Sandlerin.“

„Anna Maria, ich will Dir was sagen,“ sprach der Pfarrer, „Wenn es wäre, daß Du jetzt todt vor mir niederfielest, ich könnte Dich nicht christlich begraben. Ich müßte Dich hinter der Mauer einscharren lassen, wo die Heiden und Ungläubigen liegen und die unbußfertigen Mörder. Und die schwärzesten Teufel müßten kommen und Deine arme Seele in die unterste Hölle hinabschleifen. Du bist ein recht sauberes Dirndel und wird der Kalchleithofer gewiß auch mit Deiner Bravheit zufrieden sein. Trotzdem muß ich Dir sagen, Du bist die größte und gottloseste Heidin, die man sich vorstellen kann. Der heiligen Messe zuzumuthen, daß sie wie meuchlerisches Gift Menschen tödte! Einem Priester zuzumuthen, daß er sich als Henker dingen lasse! Du bist sicherlich ein gutherziges Dirndel und hast nicht weiter gedacht, als Dich von der Feindin zu befreien, gewiß ist Eifersucht im Spiele; aber wie — wenn Dein Verlangen erfüllt werden könnte — das Dirndel starr und kalt daliegen würde auf dem Bahrbrett, und das böse Gewissen Dich verfolgen müßte Tag und Nacht, Dein Leben lang, und Dir zurufen: Du hast sie erschlagen! Das Gericht Gottes kommt! — Das hast Du nicht bedacht. — Vor einer Viertelstunde ist da draußen ein Gendarm vorübergegangen, um einen Holzdieb einzufangen. Ich möchte ihn am liebsten zurückrufen und ihm sagen: Lass' den Holzdieb bis morgen laufen; oder einen Brandstifter, einen Todtschläger hat er einzuliefern, lass' sie bis morgen laufen. Heute nimm Die mit, Die da, sie ist eine vorsätzliche Mörderin. — Ja, mein Kind,“ fuhr der Pfarrer nach einer Pause fort, da die Anna-Mirl wie versteinert und gebannt vor ihm stand, „ja, die Bethel Mooshuberin ist am vorigen

müsse doch ein muthiges Rittergeschlecht gewesen sein, welches an solch' unerhörtem Platz sein Schloß gebaut. Ich wäre der Meinung, es sei vielmehr ein feiges Geschlecht gewesen, welches sich vor den Feinden verkrochen hatte da hinauf in den Geierhorst. Es gehört wahrlich keine besondere Tapferkeit dazu, eine solche Burg zu beschützen, welche die Natur selbst befestigt hat.

Die Sage erzählt, daß bald nach dem letzten Kreuzzug Herren in das Alpenthal gekommen seien, sich Land und Leute theils erworben, theils eigenmächtig angeeignet hätten und dann im Gewände des Kolber den gewaltigen Frohnbau aufführen ließen, um in demselben die ungeheueren Schätze zu verwahren, die sie mitgebracht. Die Herren waren unter dem Namen „Die Hohen Ritter" bekannt, erstens wohl der hohen Lage ihrer Burg wegen, dann auch, weil sie eine hohe, reckenhafte Körpergestalt hatten, und endlich, weil sie hohen Sinnes waren. Ihren Handlungen und Gebaren nach zu schließen, hielten sich die Hohen Ritter den anderen Geschlechtern des Landes weit überlegen an Macht und Adel, und sie hegten nur Brüderlichkeit mit Fürsten fremder Länder. Das leibeigene Volk im Thale war ihnen selbstverständlich nichts als eine Herde von Nutzthieren — Ochsen, die ihnen das Feld furchten, Esel, die ihnen die Lebensmittel zur Burg emporschleppten, Bienen, die ihnen allerlei Früchte sammelten und gelegentlich auch verwendet wurden zur blutigen Vertheidigung dessen, was sie mit nimmerrastendem Fleiß erworben hatten und was doch nicht ihnen gehörte. Denn an Feinden hatten die hochmüthigen Ritter keinen Mangel und es waren deren manche, die sich von der scheinbaren Unzugänglichkeit der Kolberburg nicht abschrecken ließen. Die Burg schien, von unten aus gesehen, enge an die hinter ihr aufragende Felswand gebaut zu sein; indes war aber zwischen dem Gebäude und der Wand eine tiefe Schlucht, in welcher ein Wasserfall donnerte. Da soll es öfter als einmal geschehen sein, daß die Burg in Gefahr war, von kühnen Stürmern eingenommen zu werden, denn die Besatzung war abgerichtet wohl für das Versteckenspielen, aber nicht für den offenen Kampf. Und da hätten sich die Hohen Ritter ein paar Mal den Spaß gemacht und auf die den steilen Graben heraufstürmenden Feinde den Wasserfall hinabgeleitet, daß Alle wie Kehricht zugrunde geschwemmt wurden.

Als der Schwedenkrieg kam und es überall friedlos war auf der Welt, zog auch der Herr der Kolberburg aus mit einem ansehnlichen Fähnlein. Ob er es gethan hatte, um den römischen Kaiser zu vertheidigen oder den Glauben zu schützen oder sich neue Schätze und Macht zu erobern, darüber ist die Frage bis heute offen gelassen. Der Hohe Ritter kam nicht mehr zurück an die Hänge des Kolber; sein Fähnlein hatte sich verflüchtigt in den böhmischen Wäldern und er selbst fiel bei der Schlacht auf dem Weißen Berge.

Nun hatte der Mann aber keinen Bruder hinterlassen, auch keine Frau und keinen Sohn, wohl aber eine Tochter. Diese Tochter war um solche Zeit achtzehn Jahre alt; sie war auf den Namen Isanthe getauft worden, der Name gefiel ihr aber nicht recht. Sie nannte sich Sirene, der Name gefiel ihr besser. Sirene war der Obhut des Burgkaplans und eines alten Oheims anvertraut, welch letzterer sein Leben dem Studium der Hofsitten geweiht hatte und sohin für den Erzieher eines solchen Ritterfräuleins höchst geeignet war. Aber dieser alte Oheim war schwachsinnig geworden. Als die Nachricht von dem Tode des Herrn eingetroffen war, ließ der Oheim den alten Schäfer Gutram holen, von dem die Sage gieng, daß er Lebenselixiere zustande bringen könne.

nur wissen, warum Du heut' wieder so stolz bist auf mich."

„Ich werde sein können wie ich will, was geht denn das Dich an!"

Nach dieser herben Antwort war er ganz still und wendete eifrig die Flachsbüschel um. Plötzlich ließ er ab, stellte sich vor die Magd hin und sagte: „Jetzt, das ist mir zu dumm! Entweder oder. Hast mich gern oder nit?"

„Kann Dir Alles eins sein. Geh' Du zu einer Andern."

„Das thu' ich auch, wann Du mich nit magst. Mit Dir hätt' ich's aufrichtig gemeint, Andere fopp' ich."

Jetzt wußte die Magd wie sie daran war. Er hatte sie lieb, in Ernst und heilig lieb. Und wo eine solche Liebe vorhanden ist, da wird keine Nebenbuhlerschaft gefährlich, da thun keine »Sterbmessen« noth, selbst wenn es ihrer gäbe.

Sie gab dem Burschen die Hand hin und sagte: „Martin, ohne Deiner hätt' ich nit leben mögen. Nur Dein Treusein. . ."

„Anna Maria, ich verspreche Dir's!"

In diesem Augenblick kreischte hinter den Brettern eine Stimme: „Schau! schau! Der Graßhaufen ist kein Altar, aber der Dörrofen ist einer!"

Die Gaißerburg.

Eine Rittergeschichte aus der Vorzeit von Hans Malser.

Der Fremde, welcher das Schollingthal durchwandert, wird schon am Eingange des Thales weit im Hintergrunde desselben eine wüste, felsige Bergmasse erblicken, von der er sein Auge nicht so leicht mehr zu wenden vermag. Dieselbe steht gar so trotzig da, alle übrigen Berge in der Runde — und die lassen sich an Massigkeit und Höhe doch auch nicht spotten — weit überragend. Man nennt ihn den Kolber. Er steht, von der Ferne gesehen, wie ein blauendes Dreieck da, dessen obere Spitze scharf abgebrochen ist. Ihm näher kommend, treten Einzelheiten hervor, Felsgruppen, die an und für sich schon ein kleines Gebirge bilden, tiefe Runsen, die wie Sprünge oder Fältlein aussehen und in denen doch ganze Dörfer stehen könnten, wenn sie am Hange klebend gedacht werden. Dort und da gehen fast vom Scheitel bis tief an die Vorberge weiße Streifen, seien es nun Sandriesen oder Schneemulden oder Wasserfälle, deren es, besonders im Frühjahre, wenn auf den Hochrücken und Mulden der Schnee schmilzt, viele gibt.

Und wenn man dem Kolber endlich so nahe ist, daß die dreieckige Form des Berges in die Zerrissenheit der Vorwände übergeht, kann man hoch oben am schwindelnden Hang eine bräunliche, zinnenartige Steingruppe sehen, die man für eine Burgruine halten möchte, wenn es in der Menschenmöglichkeit läge, an solcher Stelle ein Schloß zu bauen.

Ja, es liegt in der Menschenmöglichkeit, und die Steingruppe dort oben, wo schon die Vegetation erstirbt, ist in der That eine Schloßruine. Die Gaißerburg nennen sie die die Leute und Manche sagen, das

Bauersleute nicht aufnehmen, und den Schloßherrschaften wäre heutzutage die Lust zum Gesang vergangen, so bitte er nur um Arbeit, um sich sein Stücklein Brot erwerben zu können.

Da beriethen sich die Leute untereinander, denn so einen hübschen und manierlichen Burschen läßt man nicht gerne ziehen. Endlich that sich einer der Dorfältesten hervor und sagte: „Seitdem den schwarzen Luschel der Teufel geholt hat, haben wir keinen Gaißhirten. Gunnen sich die hohen Herrschaften auch ihre Passionen, die Einen treiben Jagd, die Anderen Krieg, weswegsollen wir gemeinen Leut' nicht einmal einen gestudierten Gaißhirten haben! Wenn er will?“

Der junge Mann wollte. So konnte er ja doch im grünen Wald sein und in seinem Frieden sich des Lebens freuen und Gott verehren. Es wollte ihm besser gefallen, als mit jungem Blute eingesargt zu sein in den Klostermauern.

„Vielleicht holt Dich bei uns auch der Teufel,“ schrie einer der Bauern dem Walther in's Gesicht.

„Wie so?“ fragte Walther.

„Weil Du etwan auch die Kunst weißt wie der schwarze Luschel und die Böcke melkest bei den Hörnern! Dem Luschel hat ein Gaißbock über die Sullwand hinabgestoßen, daß kein Knochen ist ganz geblieben an seinem Leib. Hüte Dich!“

„Ich hüte mich und die Gaißen,“ sagte Walther, da war der Handel geschlossen.

In einer Strohscheune des Gemeindestadels heimten sie ihn ein, dort hatte auch der schwarze Luschel gewohnt. Und an jedem Morgen versammelte er die Gaißen der drei zusammengehörigen Dörfer und führte sie hinaus auf die Heiden des Thales, auf die Hänge und Matten der Berge. Ein Stück Gerstenbrot und ein Topf Milch war seine Nahrung, im Uebrigen lebte er von dem Manna, das vom Himmel fiel, nämlich von den wilden Früchten der Wälder und Weiden und von der Freude an dem Sonnenschein und an den Rosen. Waren Stürme, so hüllte er sich in den Wettermantel des Luschel, aber der war ihm viel zu kurz, denn der Luschel war schier ein Zwerg gewesen und Walther war schlank wie ein junger Lärchbaum und auch so frisch und schmiegsam. Lange, schwere Locken hatte er, die glänzten in der Sonne wie gesponnenes Gold und flossen ihm breit und weich auf die Schultern hinab.

Einigen war die große Schönheit des neuen Gaißers — besonders, wenn er sie mit seinem großen hellen Auge munter anblickte — verdächtig und sie meinten, das würde keinen Bestand haben und die erstbeste Witfrau würde eines Abends nebst ihren Gaißen auch den Gaißer an sich fordern. Anderen gefiel es nicht, daß der Hirt einen aus Buxbaumholz fein geschnitzten Kamm besaß, womit er sich jeden Morgen die langen Haare strählte. Ein Gaißer, der sich kämmt! Was es doch in dieser neuen Zeit für wunderliche Leute gibt!

An den alten Schäfer Gutram hatte sich Walther angeschlossen. Der Schäfer konnte zwar sonst die Gaißen, folglich auch die Gaißer nicht leiden, denn er behauptete, die Gaißen nagten der Weltkugel nicht bloß das Gras und Gesträuch bei Putz und Stingel, sondern auch die Haut ab und ließen den Schafen nichts übrig. Den weichmüthigen, heiteren Walter aber hatte er lieb, weil er die Weideplätze nicht vorwegs wegnahm, wie es der Luschel hatte gethan; und Walter wieder freute sich an den Schnurren und Possen des Alten, und wenn sie auf dem grünen Rasen ausgestreckt lagen, heckten sie mitsammen manch feines Stücklein aus. Ward es schon nicht immer vollführt, so ergötzten sich die Hirten in der Vorstellung desselben, und so gewann ihr Leben einen, wenn auch flüchtigen, aber heiteren Inhalt.

„Ist es wahr," fragte er diesen mit vornehm lallender Stimme, „könnt Ihr Leute — mannbare Leute wieder jung machen? ganz jung?"

„Das ist ja keine Kunst," antwortete der alte Gutram klüglich.

„Warum machet Ihr Euch denn selber nicht jung?" fragte der Ritter-Oheim und zwinkerte mit den blöden Augen.

„Wer sagt Euch denn, daß ich mich nicht jung mache?" versetzte der Gutram. „So oft ich will!"

„Ich verstehe," schmunzelte der Ritter-Oheim. „Seht, Alter, ich bin in den besten Jahren — fast noch in den besten. Es ist Uebermuth, daß ich noch jünger sein will. Ein Jüngling mit fünfundzwanzig —"

„Könnt' sie haben."

„Ja, schier ein Kind zu sein, gelüstet's mich bisweilen."

— Hat nicht weit mehr dazu, dachte sich der Schäfer, Zähne, Haare und Verstand fehlen ihm bereits. Hierauf hub er an, mit dem Ritter-Oheim ein ergötzlich Spiel zu treiben und trug manch güldenes Münzlein herab auf seine Weidematten.

Sirene war ein munteres, überaus putziges Fräulein. Ihr Gemach war angefüllt mit Schmuck, Spitzen, Bändern und allerhand niedlichen Dingen, die mehr Spielzeug als Gebrauchsgegenstände sind. Selten trat sie hinaus in die freie Luft, den ganzen Tag ergötzte sie sich, indem sie schwere Seide und prangenden Schmuck an ihren geschmeidigen Leib hieng, mit sich selbst plauderte, wobei sie recht viele fremde Worte und höfische Ausdrücke gebrauchte und sich wie eine Prinzessin geberdete. Der Burgcaplan kümmerte sich nicht viel um das Fräulein, sondern oblag in seiner Stube dem Lieblingsstudium lateinischer, scholastischer Schriften. Er spürte der Wahrheit nach und war auf dem besten Wege, sicherzustellen, wie es dann mit der Menschheit stünde, wenn die Stammutter Eva nicht in einen Apfel, sondern in einen Pfirsich gebissen hätte.

Um so fleißiger war der Ritter-Oheim bei dem Fräulein. Sirene hatte ein weißes, sehr feines Pulverchen, mit dem sie ihre rothen Wangen zu bestäuben pflegte; mit diesem Pulver bestäubte der Oheim auch bisweilen die seinen, bis ihm das Fräulein einmal rieth, nicht so sehr die Backen, sondern vielmehr die Nase mit einem zarteren Teint versehen zu wollen.

Fräulein Sirene hatte nämlich viele natürliche Schalkhaftigkeit, die sie freilich gern in Esprit umzusetzen liebte, außerdem — da es doch schon einmal gesagt werden muß — war Sirene sehr schön, daß nicht einmal der lächerliche Aufputz die liebliche Gestalt ganz zu unterdrücken vermochte.

Nun lebte in demselben Thale und auf denselben Matten, die auch der alte Schäfer Gutram bewohnte, ein junger Mann, Namens Walther. Er war vor einiger Zeit in die Gegend gekommen und hatte nach Arbeit umgefragt.

Was er könne? Er könne nichts als lesen, schreiben und Gott den Herrn anbeten, aber er werde Alles lernen, was man verlange, daß er thue.

Wer er wäre? Er wäre nichts als der Sohn eines Stadtschreibers, dessen Vater sich in fünfzigjähriger Amtstreue ein Haus erworben. Aber das Haus seines Vaters habe der Feind zerstört, sein Vater sei aus Gram gestorben, er selber sei dann in ein Kloster gebracht worden, wo er als Novize etliche Jahre schöne Kunst betrieben. Dann seien die Schweden gekommen, hätten das Kloster niedergebrannt und die Mönche verjagt. Er habe sich nicht wollen fangen lassen, sondern sei lieber im Gebirge der niedrigste Knecht, als mit den räuberischen Schweden zu gehen. Er wolle überhaupt vom Kriegshandwerk nichts wissen, viel lieber singe er im grünen Walde Lieder. Aber das wisse er wohl, zum Singen würden ihn die

stieg der Schäfer Gutram hinauf zur Burg.

Die Pforte war für den Alten immer offen. „Ich bringe Jugend," rief er dem Oheim zu, der ihm gebückt entgegenhastete, „aber Ihr müßt aus diesem Fläschlein täglich nur einen Tropfen zu Euch nehmen. Sonst kommt sie jählings und wirft Euch über den Haufen, mit Verlaub. Ihr müßt erst wieder reiten lernen, gnädiger Herr, ehe Ihr diesen Hengsten besteigt."

Der Oheim war's zufrieden. Dem Schäfer gelang es hierauf, dem Fräulein Sirene die Rose zu übergeben, wobei er folgende Worte sprach: „Gnädigste Jungfrau! Zürnet mir nicht, wenn ich als armseliger Bote des Frühlings zu Euch komme. Tief unten in der finsternen Schlucht steht ein Strauch, und seit Gott der Herr die Welt erschaffen, hat es der Frühling nicht vermocht, einen Sonnenblick darauf zu lenken und eine Rose daran zu entfalten. Nun fiel wohl der Blick Eueren Auges auf die Knospe des Strauches und der hat diese Rose entfaltet, denn er ist mehr als die Sonne. So sagte der Frühling, die Rose gehöre Euch, gnädigste Jungfrau, und da ist sie nun."

Das Fräulein Sirene lächelte gnädig und die schalkhafte Rede gefiel ihr. Doch konnte sie nicht denken, daß ihr mitten in der Natur Ueberfluß Jemand eine gewöhnliche Rose zum Geschenk machen wolle. „Ei ei," sagte sie, „wie nett! Was man doch heutzutage für hübsche Sachen macht aus Papier und Seide! Wie frisch! Wie weich! Gar zu täuschend! Ich danke Euch, lieber Alter!"

Der Schäfer machte sie aufmerksam, daß es keine künstliche, sondern eine natürliche Rose sei.

„Was sagt Ihr da?" versetzte das Fräulein. „Keine künstliche aus Sammt und Seiden? Und man wagt es, mir eine gemeine Rose zu schenken, wie sie auf allen Hecken wachsen?" Damit schlenderte sie das rothe Röslein zu Boden und rauschte zornig davon.

Als der Schäfer zum Gaißer zurückkehrte, lag dieser im Heidekraut und streckte alle Viere von sich. Der Schäfer schüttelte den Kopf. Walther erhob sich ein wenig, strich die Mähne aus dem Gesicht und fragte: „Nun, wie ist's?"

„Nichts ist's, wenn man den Kopf schüttelt," berichtete der alte Gutram „Sie hat die Rose zu Boden geworfen, weil sie nicht von Seiden war. Es hat sie gekränkt, daß die Rose echt und gerecht war."

Walther sprang auf und stampfte in den Boden.

„So wärest Du eben einmal weggeworfen worden, schöner Gaißer," spottete der Schäfer.

„Daß sie mich weggeworfen hat, erzürnt mich nicht," sagte Walther, „denn sie hebt mich wieder auf. Aber daß in diesem himmlischen Leib eine so jämmerliche Seele wohnt, der eine unechte Blume lieber ist als eine echte, das betrübt mich. Jedoch, Gutram, erinnere Dich einmal d'ran, was ich jetzt sage: Ich werde die arme Seele dieses Burgfräuleins noch auseinanderziehen, wie der Bäcker den verschrumpften Teig. Jetzt ist mir die Sache kein Spaß mehr, ich wage mich ernstlich an dieses verdammt schöne Kind."

„Du mußt erst noch etliche Angeln auswerfen, ehe Du Dich selber stellst," rieth der Schäfer. „Laß Dir sagen: schicke ihr einen Vogel. Mit derlei schmeichelt man sich bei den Weibern immer ein."

„Wäre nur ein Paradiesvogel schicksam," meinte Walther.

„Bei uns ist schicksam, was Gott bei uns hat wachsen lassen," versetzte der Schäfer. „Die Scharlbuben haben einen Zeisig, den haben sie im Jungwald aus dem Nest genommen und singt er allerhand feine Liedeln. Den kaufest und schickest der Schönen."

Eines Tages, als Walther seine Herde in das Gewände des Koller hinangeführt hatte, zwischen dessen Gefelse auf schwarzer Erde ein gar feines Gräslein wuchs, kletterte Walther — es war ein heißer Julitag — zur schattigen Rinse, wo das Wasser niederschoß; und seitwärts, wo es in einen dünnen Schleier vom Felsvorsprung rieselte, kniete er hin und hielt sein Haupt unter das Wasser, daß die Locken mitsammt dem Wasser vorn über das Antlitz herabgossen. Nach dieser Erquickung wollte er wieder seinen Gaißen zugehen, da hatte er plötzlich vor sich die Ritterburg. Mit dieser wäre er aber leicht fertig geworden, allein in einem der Fenster stand das Burgfräulein, und das brachte ihn — wie eine leibhaftige Sirene — auf der Stelle aus Rand und Band. So sehr zitterten ihm die Knie, daß er nur mit Noth niederkam an den Wänden in's Thal. Dort strich er durch Erlen- und Haselnußbüsche hin, bis er den Schäfer Gutram fand, dem klagte er es: „Heut' ist mir was passiert. Das Burgfräulein da oben, das hat mich in Brand gesteckt."

„Knabe!" antwortete der Schäfer, „da mußt Du löschen."

„Mit kühler Erde," murmelte Walther sehr niedergeschlagen, „ein Burgfräulein kann der Gaißhirt ja nicht haben."

„Warum denn nicht?" fragte der Schäfer munter, „gehe hin und nimm sie."

Walther blickte den Alten eine Weile an. Endlich sagte er: „Du hast Recht, Gutram, ich bin ein junger Mensch und sie ist ein junger Mensch, warum sollten wir uns nicht haben! Sie ist ja ihr eigener Herr, ich gehe noch heute hinauf in die Burg und werbe um sie."

„Oh Kind!" rief der Alte, „und willst schon werben! Das mußt Du klüger anstellen. Lieben darf der Hirte wohl das Ritterfräulein, aber werben darf er nicht um sie. Ich denke, einstweilen sollst auch mit dem Lieben genug haben. Zwei Wächter hat sie. Der eine ist nicht gefährlich, der studiert eben in alten Schriften, ob Gott-Sohn auch dann die Welt hätte erlösen können, wenn er als Kohlrübe auf die Erde gekommen wäre. Der andere Wächter ist auch nicht gefährlich, der will sich häuten und aus einem alten Tatel ein frischer Knabe werden. Den übernehme ich. Mit dem Fräulein mußt Du es abmachen. Aber sachte, Junge, sachte!"

So tief Walther einerseits über sein Schicksal bekümmert war, so machte es ihm andererseits doch Spaß, als Hirtenjunge in ein Schloßfräulein verliebt zu sein. Er fühlte sich wie der Held einer Geschichte, die mit einem tüchtigen Trumpf ausgehen muß — so oder so — aber nicht in den Sand verlaufen, das ist er seiner Hirtenehre schuldig. In alten Zeiten haben die Hirten bei solchen Dingen immer gesiegt, nur Schade, daß das Burgfräulein nicht gar eine Königstochter ist!

In einer Engschlucht des Kolber, dort, wo der Wassersturz vom Berge nieder in einen tiefen Tümpel fällt, stand ein Dornstrauch. Weil niemals ein Sonnenstrahl darauf fiel, so waren daran immer nur verkümmerte Knospen, schwindsüchtige Blüten und unentwickelte Fruchtknoten zu sehen gewesen. Daher fiel es dem alten Schäfer auf, als eines Tages am Dornstrauch ein vollerblühtes Röslein prangte.

„Das wundert Dich!" rief Walther, „schaue doch hinauf zur Burg. Vom Erkerfenster kann ihr Blick herableuchten auf den Strauch, das ist mehr als die Sonne."

Darauf wurde verabredet, die Rose dem Fräulein zu übersenden. In der Tasche ein Fläschchen Lebenselixier für den Ritter-Oheim, in der Hand ein Körbchen aus Brombeerlaub geflochten und darin die frischbethaute Rose, so